

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203. | Bromberg, den 7. September. | 1934

# Die Irrfahrt des Majors King.



**Ein wildes, abenteuerliches Leben fand im ehemaligen Deutsch-Ostafrika einen brutalen Aufgang und einen ebensolchen Untergang. Gewaltakte, Brand und Krieg liegen an seinem Wege, dessen interessanteste Station die von der Gelehrtenwelt angezweifelte Entdeckung eines sagenhaften Urvolkes in Zentralafrika ist. Wir veröffentlichen hier in Fortsetzungen den nach Aufzeichnungen des Majors Edward King zusammengestellten Bericht.**

**Der weiße Mann macht Krieg.**

Piet Janders, der alte Bur, war vor einer halben Stunde mit dem Gewehr im Arm von der Farm her in die Nacht gegangen, hinab gegen die Baumwollpflanzung.

Nun bellte von dort her der trockene Knall einer Flinte durch die Stille.

Den Knall hörte die Burin Trin Janders, setzte sich an ihrem Lager auf und strich sich den grauen Kinnbart.

Sehr stattlich war Tante Trins Kinnbart. Sie war nicht die einzige der bejahrten Burenfrauen, die dies Stammeszeichen trug. Aber Trin Janders konnte den ihren im Sinnieren mit der Hand streicheln und nach vorn biegen.

Das tat sie jetzt; denn sie dachte: „Was hat der alte Piet in dieser Nachtstunde zu schießen? Es war, glaub ich, auch gar nicht Piets Gewehr, das da geknallt hat . . . nein, es war wohl eine Massai-Flinte."

Ein Hahn krähte in Ohm Piets Farm; sie hieß Mooikoppie und lag auf einem Hügel, der lieblich war. Dieser Hahnenschrei fuhr durch die Kaffeepflanzung und den Bananenhain wie ein Pfeil, wie ein Trompetenstoß.

Da zündete Tante Trin ein Licht an. Das konnte man von draußen sehen, weil sie den Vorsetzer an der Fensteröffnung weggehoben hatten. Scheiben gab es weder in Mooikoppie noch in einer der anderen Farmen am Meruberg.

Nicht lange nach dem Schuß trat Tante Trin auf die Veranda des Pflanzerhauses, die sie die Stöp hießen, und schaute in die Runde. Der Kilimandscharo, der König der Berge, erhob seine beiden Kronen in die Vollmondnacht. Hier und dort in den Hängen lohte ein Hirtenfeuer. Weithin schliefen Felder und Steppen.

„Was wohl die Uhr ist?" fragte Tante Trin ihr seltsam beunruhigtes Herz. Über diesem Selbstgespräch geriet sie an ein altes Burenlied. Das hatte sie gesungen in ihrer Heimat, in Südafrika, vor vierzig Jahren. Gott, es war ihr kaum einmal eingefallen in dieser langen Zeit mit dem seufzenden Treck der Tage, seit sie und Piet als wackere Pioniere in Deutsch-Ost seßhaft geworden waren.

Die Massai-Flinte hatte in die Nacht gebellt wie ein Bluthund. Piet war draußen in der Pflanzung; und die Nachrichten, die er ihr aus „De Volkstem" in diesen Tagen vorgelesen, hatten Tante Trin erschüttert. Wie denn? Man wollte den Deutschen ihre Kolonie Ostafrika wegnehmen? Es sollte der Krieg und der Tod über die schön geharkten Pflanzungen treiben?

Tante Trin zog im Schlafraum das schwarze Kappi auf die weißen Haare, warf sich den dunklen Wollrock über und lief zwischendurch wieder mal hinaus auf den Stöp. „Jonas! Jonas!" rief sie über den offenen Hof hinweg.

Aber natürlich, der Hottentott Jonas hörte nicht. Seit er Christ war, hieß er Jonas. In seiner Heimat hatte er Kawab, der Blumengarten, geheißen. Mit einem Blumengarten hatte er keine große Ähnlichkeit.

Jonas hatte eine Frau seines Stammes, mit schöner gelber Haut, wie er selber. Naoni hieß sie. Die half ihm harken und hacken, half ihm in der Kaffe-Ernte und beim Pflücken der Baumwolle.

Tante Trin, weil er sie nicht hörte, trippelte aus der Tür und ging zu Kawabs Hütte, die gar nicht weit vom Farmerhause lag. Dort stieß sie den Vorsetzer aus Wellblech um, das gab einen Mordsspektakel, und darüber erwachte Kawab.

„Jonas", sagte Trin, „der Baas ist vor einer halben Stunde in die Pflanzungen gegangen." Der Baas ist ein alter Mann, und ich habe den Schuß aus einer Massai-Flinte gehört. Was haben die Massai bei unserer Farm zu schießen?"

Darüber wachte der Hottentott erst richtig auf.

„Wenn das ist", sagte er, „und wenn der Baas draußen ist, dann wird er einen der schwarzen Räuber beim Viehstehlen ertappt haben. Es ist eine böse Sache, Tante Trin!"

„Tante Trin" durfte sogar der Hottentott Kawab zu der alten Burin sagen. Es kannte sie im Lande keiner unter anderem Namen; und es tat ihrem treuen Herzen wohl.

Dann weckte Jonas seine Frau. Die gelbe Naoni mußte immer dabei sein, wenn er einen Gang hatte. Und dann hing er sich das alte Gewehr über die Achsel und ging mit Naoni den Pfad gegen die Pflanzung, den ihm Tante Trin bezeichnet hatte.

Und dann fanden sie den Baas am Saume des Hains, gleich dort, wo die Kaffeepflanzung an die Bananen stößt. Er lag auf dem geharkten Sand unter den ersten Kaffeebäumen. Das Gewehr hatte ihm der Räuber abgenommen.

Als für Kawab und Naoni kein Zweifel mehr sein konnte, wie es um den guten alten Bur stand, warf der

Hottentott seine Flinte in die Faust und schwang sie drohend gegen die Steppe. Einen Fluch aus der Kalahari knirschte er dabei aus dem Gebiß . . .

Währenddem wachte Tante Trin; sprach nun von Dingen, als ob der Bur neben ihr an der Herdstatt stehe. Vor drei Wochen hatten sie den Kommandeur der Schutztruppe noch im Auto von der Hafenstadt Tanga her gegen den Viktoriasee fahren sehen. Es konnte also so schlimm nicht sein mit dem Kriege, dachte Trin. Aber der Bur meinte: an den Grenzen des Schutzgebietes gäbe es schon allenthalben Scharmützel.

Und warum kam er denn heute nicht heim — auch jetzt nicht, da sie doch Jonas und Naoni nach ihm geschickt hatte?

Da war er schon vor der Tür! Aber er kam nicht herein. Herein kam der Hottentott. Der führte sie heraus, machte eine verlorene Bewegung mit der Hand und sagte: „Tante Trin, er ist tot."

„Was sagst du, Jonas? Der Baas —"

Sie legte die Hände an die Schläfen. Ihre Nüstern taten sich weit auf, und ihre Augen wurden, als hätten sie ein Gespenst gesehen.

Draußen vor der Tür hatten sie ihn hingelegt, auf Bananenblätter. Der Mond schien in sein bleiches Gesicht. Kein Zug des Schmerzes war darin.

Trin nahm seine Hand und rief ihn beim Namen. Und weil er nicht hörte, legte sie ihre Hände flach aneinander und sagte: „So gehst du fort und läßt mich allein?"

Am Tage vorher hatte der Boy am Viehkral hinter den Bananen zu Ohm Piet gesagt: „Baas ich glaube, die Massai sind lüstern auf unsere Hammel!"

Wie es in des Alten Art lag, hatte er vergessen, zu Trin und Jonas davon zu reden. Nach Mitternacht aber machte er den Rundgang. Er wußte, daß der Boy im Kral schlief.

„Man kann sich denken, wie die Sache gegangen ist", sagte Kawab zu Trin. „Er hat das Gewehr schußfertig gemacht und hat den Finger um den Abzug gekrümmt, und dann ist der andere schneller gewesen als er."

„Ja", sagte Trin, „so ist es wohl zugegangen."

*

Man sah in den weitauseinanderliegenden Pflanzungen wohl Rauch, aber man glaubte nicht an das Feuer, nicht an den Weltbrand.

„Haben wir denn nicht Abmachungen?" fragte sie den deutschen Farmer Friech Lang.

„Die Völker Europas sollen sich die Köpfe daheim einschlagen, wenn es sein muß", antwortete er, „was haben die Schutzgebiete dabei zu tun?"

Friech Lang bezeugte in dieser Rede sein Vertrauen in die Menschheit und in ihre Vernunft.

Er hatte als Bauer Wunder getan und war einer der ersten Deutschen, die ins Land gekommen waren. Seine Farm war die nächste gegen die Nordgrenze des Schutzgebietes, nicht weit vom Kilimandscharo. Langs Bananenwälder schwangen sich sammetweich den Berghang empor, bis gegen die Krale der Wadschagga-Neger. Zu Zeiten gingen die Elefanten in einer seiner Pflanzungen spazieren, im Zuckerrohr oder im Hanf, und im Fluß nahm hin und wieder ein Krokodil ein Erfrischungsbad. Phönixpalmen, um die sich Lianen strickten, bildeten gegen den Fluß hin Urwald. Dort siedelten Tumbili-Affchen kompanienweise. So war die Farm eine Musterpflanzung.

Vor Jahresfrist hatte Lang eine Tierfarm errichtet, die lag verhältnismäßig nahe bei der Pflanzung. Diese Farm war in der kurzen Zeit ihres Bestehens der Mittelpunkt eines recht bedeutenden Viehhandels geworden. Neger versahen den Dienst. Die Leitung hatte der alte Wadschagga Memsahi.

Nun geschah es, daß Friech Lang in der Nähe dieser Tierfarm hundert Hammel kaufen wollte. Er nahm zu dem Ritt zwei seiner Massai mit. Zu dritt trabten sie hinaus in die Steppe, die längs der Nordgrenze des Schutzgebietes lag.

In der Nähe der Siedlungen, an denen sie vorüberritten, lag eine andere Luft als sonst, das war wohl zu merken. Manch einer der Buren, auch manch einer der deutschen Pflanzer hatte über den Ungehorsam von Schwarzen zu klagen. Aber das waren vereinzelte Fälle, und so etwas geschah auch unter den europäischen Dienstleuten, Friech Lang beunruhigte sich darüber nicht. Vor allem Memsahi sei ihm treu, dachte Friech Lang.

Die beiden Massai ritten mit wachen Sinnen neben ihm. Vielleicht fühlten sie den Wandel der Dinge sicherer als ihr Herr.

Vor einer kleinen deutschen Pflanzung aber mußte ihm aller Zweifel schwinden; der Farmer dort war im Begriff, etliche seiner Habseligkeiten auf einen Ochsenwagen zu verstauen. Viel durfte das nicht sein; denn er und seine Familie wurden in ein Sammellager übergeführt. Die Weidetiere irrten außerhalb der Hürden herum, ohne Aufsicht. Die Feindseligkeiten an der Grenze hatten begonnen. Sehnsüchtig erwarteten die Pflanzer das Eintreffen der deutschen Schutztruppe.

In wildem Galopp jagten Lang und seine beiden Massai zur Tierfarm. Auch dort sahen sie kein Stück Vieh innerhalb der Hürden. Negerboys starrten den Pflanzer traurig an. —

„Wo ist Memsahi?" donnerte Lang sie an.

Da holten sie den Wadschagga aus seiner Hütte, die ein ganz ordentliches Haus war.

„Wo hast du das Vieh hingebracht, Memsahi?" schrie Lang und sprang aus dem Sattel.

„Das Vieh? Na, es ist um diese Zeit drüben über dem Fluß auf Weide. Etliche Boys sind dabei. Soll es jetzt in den Hürden sein?"

Ein Verdacht fiel in Lang. „Memsahi", sagte er scharf, „schwindelst du? Laß das Vieh augenblicklich herantreiben!"

„Ah, Vieh! Ich habe dies Handwerk satt. Ich bin dieser infamen Knechtschaft müde! Ich gehe in den Krieg mit meinen Männern. Hüte dein Vieh also selber, Mensch."

Drei Sätze tat Memsahi gegen die Wand seines Hauses. Dort lehnte eine verwahrloste Jagdflinte. Dies Schießeisen ergriff der Neger, riß es an die Schulter und zielte auf einen Palmenstamm. Aber Feuer machte er nicht.

Dann richtete er die Gewehrläufe auf den Pflanzer, gurgelte Worte der Drohung hervor, die nicht zu verstehen waren, und wie ihn die beiden Massai so im Anschlag sahen, rissen sie ihre Revolver heraus.

Da lehnte Memsahi seine Feuermaschine wieder an die Hauswand. Mit einem Schlage schien er verwandelt. „Wünscht Ihr Milch, Herr?" fragte er. „Ihr werdet alle drei Durst haben. Es war ein heißer Ritt."

Memsahi ging in sein Haus.

Für Friech Lang war das eine Gelegenheit, unbeobachtet ein Wort mit seinen Begleitern zu wechseln. „Haltet Augen und Ohren offen", sagte er, „und die Waffen immer fertig. Dieser Nigger sinnt eine Tücke. Ich habe ihm zu viel Vertrauen geschenkt."

Dann kam Memsahi wieder heraus und brachte drei Kürbisbecher voll Milch.

Den beiden Massai waren die Zungen trocken, deshalb gossen sie die kühle Milch in sich hinein. Friech Lang hielt seinen Becher da noch in der Hand; denn er sprach mit Memsahi. Dann schaute er sich nach den beiden Massai um. Da erkannte er, daß sie die Augen aufgerissen hatten, fast stier, und nicht mehr sicher auf den Beinen standen. Der eine, Musa hieß er, suchte nach dem Arm des andern und sank zu Boden. Da taumelte auch der andere und fiel um. „Was soll das heißen, Mensch?" donnerte Friech Lang den Memsahi an.

Dann schleppte er die Massai in den Schatten der Palme, riß seine Kakijoppe vom Leib, hing sie an den Stamm und kniete dann neben den beiden Schwarzen. Dann stürzte er sich auf den Wadschagga. Der rannte zur Hauswand und riß das Schießeisen an die Wange. „Hände hoch!" brüllte er den Farmer an.

Friech Lang wußte: in den nächsten Sekunden krachte der Schuß. Nur vier Meter lagen zwischen beiden; da konnte der andere sein Ziel nicht fehlen.

Lang hob die Hände. Ein Sprung zum Stamme der Palme, um den Revolver aus der Joppe zu holen, wäre sicherer Tod gewesen. Darum hob er die Hände.

Der Schuß jedoch krachte nicht. Aber Memsahi tat das Gewehr nicht aus dem Anschlag, sondern stieß einen Pfiff unter dem Schafte hervor.

(Fortsetzung folgt.)

# Heiratsinserate im Walde.

Von Alexander Schmook-Berlin.

Wenn wir Menschen uns immer wieder einbilden, jeden schlauen Gedanken auf der Welt hätten wir in Erbpacht und zuerst gefunden, so zeigt uns die Naturwissenschaft, daß wir damit gewaltig auf dem Holzwege sind. Zu dieser Erkenntnis kamen wir freilich erst spät, ganz im Anfang stecken wir immer noch, aber so viel läßt sich doch schon erkennen, daß wir bewußt oder unbewußt die meisten Einrichtungen unseres äußeren und inneren Lebens aus der übrigen Natur entnommen oder als Erbe mitbekommen haben. Nicht einmal die — Heiratsinserate sind unsere Erfindung!

Wenn der Karl oder Fritz mit der Emma oder Berta zur Frühlingszeit in den grünen Wald verschwindet, so hinterläßt er dort oft merkwürdige Spuren seiner Anwesenheit: In die glatte Rinde einer Buche, Jungeiche oder Fichte kerbt er mit großem Kraftaufwand und vieler Mühe ein Herz, dahinein den Namen der Geliebten sowie den seinen oder doch zum mindesten die beiderseitigen Anfangsbuchstaben. Der Jüngling ist sich kaum darüber klar, daß er damit etwas tut, was in graue Vorzeit zurückreicht und was verschiedene Tiere des Waldes, älter als die Menschheit oder mindestens geradeso alt, schon immer taten! Das Herz mit den Namen oder Buchstaben bedeutet nämlich nichts anderes als ein Heiratsgesuch oder eine Vermählungsanzeige. „Achtung, Achtung: Hier spricht ein Mann, der eine Familie gründen kann und will! Ich suche eine Frau — oder ich habe eine Frau gefunden. Sieh, etwaiger Nebenbuhler, wie stark ich bin: Ich brach die Rinde auf, schnitt Zeichen hinein! Sieh dich vor! Ich habe eine Waffe, ein Messer. Hände weg von der Emma! Sie ist in meinem Besitz- und Machtkreis. Sie ist mein Weib. Emma, sieh, so ein Kerl bin ich!"

Das ist der Ursinn des Unfugs. Und ihn finden wir noch heutigen Tages im Walde, wenn wir die Augen offen halten und die geheimen Zeichen zu deuten verstehen. Im Rahmen des Möglichen bedienen sich viele Tiere ähnlicher Zeichen.

Auch die im Naturkundeunterricht der Schulen jahrzehntelang schlecht oder falsch Unterrichteten wissen heute meist, daß Rehe und Hirsche alljährlich ihre Geweihe abwerfen und binnen wenigen Monaten erneuern. Und zwar geschieht das Wachstum des neuen Geweihs unter einer haarigen Haut, die der Jäger „Bast" nennt. Diese wird nach Vollendung des Geweihs trocken und von den Tieren an Bäumen und Sträuchern durch Reiben — der Jäger nennt es „Fegen" — beseitigt. Dabei werden natürlich oft die Bäume und Sträucher beschädigt. Man nennt das „Fegestellen" und „Fegeschäden". Zum Blankpolieren brauchen die Tiere dann noch einige Stämmchen oder Sträucher. Schließlich aber prangt das fertige Geweih schwarz, braun oder gar grau mit weißen Enden. Nun kommt beim Rehbock im Juli/August, beim Hirsch im September/Oktober, beim Damhirsch zu Ende des Oktober die Zeit, da sie auf Freiersfüßen gehen. Und was sehen wir? In Stämme, die im allgemeinen der jeweiligen Stärke des betreffenden Tieres entsprechen, schnitzen sie auf ihre Art ihre Heiratsinserat! Mit Wucht schlagen sie auf die Stämmchen los, bis Rinde und Zweige in Fetzen davon fliegen. Deutlich kann man sehen, wie hoch Bock und Hirsch mit den Enden des Geweihes (beim Bock nennt man es Gehörn, Gewichtel) reichen. Je stärker also (im allgemeinen!) das beschädigte Stämmchen ist, je höher die Risse in der Rinde hinauf reichen, desto älter und damit stärker ist das betreffende Stück männlichen Wildes. An seinem Standort und Wechsel findet der Kenner überall die zerschlagenen Stämmchen. Das nennt der Jäger nicht mehr „fegen", sondern „schlagen!" Ungewollt zeigen die Tiere damit ihren Verfolgern an, wie stark sie sind. In erster Linie aber gelten ihre Inserate dem schöneren (? — bei den Tieren meist umgekehrt!) Geschlecht und den etwaigen Nebenbuhlern. „Seht, wie stark ich bin! Her zu mir, weibliches Wesen, das Mut und Kraft schätzt! Her zu mir Nebenbuhler, wenn du Mut dazu hast!" Das ist der wahre Sinn dieser Tätigkeit.

Besonders der Damhirsch kann sich kaum genug tun im Zerstören von Bäumchen und Sträuchern. Gering sind die Fegestellen im Verhältnis zu den Schlagebäumen. — Der Elch und der Damhirsch beschränken sich noch nicht auf diese „Himmelszeichen". Wie viele männlichen Tiere sondern auch sie während der Brunst einen scharfen Duftstoff aus, der in ihr Wildbret übergeht, besonders in die Leber, und es fast ungenießbar macht. Aber diese Art der Willens- und Daseinsäußerung genügt ihnen noch nicht. Sie schlagen sich im Erdreich und Morast tiefe „Brunstgruben", in die hinein sie wiederholt nässen. Diese Gruben wirken als allerorts im Walde verteilte große Heiratsinserate. Und wem auch das noch nicht genügt, wie dem Elch, dem Rothirsch und dem Damhirsch, der schreit es laut in den Wald hinein, daß ihn Liebessehnsucht plagt.

Das weibliche Wild ist im allgemeinen nicht so aufdringlich, wenn es von Liebe erfaßt wird. Mit zarten Lauten (Fiepen, Mahnen) und dem Ausstreuen von Duftstoffen begnügt es sich. Drüsen an den Läufen des Wildes legen in dieser Zeit einen Duftfaden, den jedes männliche Tier im Walde wie einen Ariadnefaden leicht zu verfolgen vermag. Fuchs, Dachs, Marder, Iltis, Hermelin, Wiesel haben unter der Schwanzwurzel Drüsen, die denselben Zweck erfüllen.

Auch das männliche Wildschwein, Eber, Keiler, Basse genannt, hat seine Heiratsinserate. Den strengen Duft, den es ausstrahlt (meist ist die „Rauschzeit" im Dezember), kennen die Jäger wohl, da er sich auf das Wildbret überträgt. Aber die „schriftlichen Handzeichen" dieses Tieres kennen nur wenige. Hier und da an den Hauptwechseln des meist einsiedlerisch lebenden starken Keilers finden wir, wenn wir gut aufpassen, in dieser Zeit in weichrindigen Stämmchen aller Größen und Stärken daumenbreite und bis spannlange Kerben. Die schlägt im Vorbeiwechseln der Keiler hinein! Aus der Höhe, Tiefe und Länge kann man ungefähr auf die Körperstärke des Freiers schließen. „Achtung, so sind wir gebaut!"

Der Hase hinterläßt, allerdings kaum wahrnehmbare, Heiratsinserate am unteren Teile von Holunderbüschen. Plagt ihn die Liebe, so reibt er sich sein Kinn an der Rinde dieser Sträucher, so hoch hinauf wie möglich.

In südeuropäischen Urwäldern lebt noch hie und da der Bär, der eigentliche König der Wälder. Von ihm möglicherweise haben die Menschen gelernt, ihre Liebesangelegenheiten der Rinde der Bäume anzuvertrauen: Im Mai ist die „Bärzeit". Der männliche Bär reckt sich an weichrindigen Bäumen, vorzugsweise an Eschen, so hoch, wie es geht. Dann reißt er mit den krallenbewehrten Branten seine Handschrift in langem Zuge erdwärts in die Rinde. Höhe und damit Stärke kann man aus diesem Heiratsinserat entnehmen.

Wo es noch Wildkatze und Luchs gibt, findet man bei aufmerksamer Beobachtung auch deren Liebesinserate gelegentlich. Diese Tiere schlagen in den Zeiten, da die Liebe ihnen die Köpfe verdreht, ebenfalls ihre krallenbewehrten Sammetpfötchen gern in weichrindige Bäume und stärkere Sträucher. Alles das dient dem Sichfinden, Sichvereinen, der Erhaltung der Art. Darum lacht nicht über das tierische Heiratsinserat!

---

# Die tanzenden Stiefel.

Skizze von Heinz Oskar Wuttig.

In einem ukrainischen Dorfe lebte ein Bauer. War dick und rund, spazierte den ganzen Tag über in Sonntagskleidern herum und besaß den schönsten und größten Hof der Umgegend. Aber er war geizig! Seine Mägde bekamen einmal in zwei Jahren eine neue Schürze, und seinen Knecht Iwan ließ er in zerrissenen Lumpen herumlaufen. Nicht einmal Stiefel besaß der! Seine letzten Schuhe waren ihm im Frühjahr zerschlissen und zerfetzt von den Füßen gefallen. Barfuß mußte er durch den Sommer gehen. Seine Zehen waren zerstoßen und zerschnitten. Jetzt brach der Spätherbst herein, der Winter stand mit Schnee und Eis vor der Tür, und Iwan hatte noch immer keine Schuhe an den Füßen.

Wieder einmal sprach er bei seinem Brotherrn vor. „Es wird kalt, Bauer, ich habe keine Schuhe. Schenkt mir ein Paar oder gebt mir alte Stiefel von Euch!" Der Bauer machte ein schiefes Gesicht. „Ich kann dir keine Schuhe kaufen, Iwan!" sagte er, „meine alten brauche ich für mich selbst. Mußt tüchtig arbeiten und laufen, daß die Füße warm werden. Binde dir Stroh oder Lappen herum! Ist gut für die Zehen."

Damit ging er weiter, und Iwan machte sich betrübt wieder an seine Arbeit, schüttelte Flachs und Leinsamen aus den Trommeln in die Botten. Am Abend ging er traurig zu Nadja in den Stall, zu der Magd, die er gern hatte, die zwischen den braunen Kühen stand. Er sagte ihr, daß er wohl nun auch im Winter keine Schuhe besitzen werde. Zum Tanzen sollte sie sich nur einen anderen Burschen suchen, mit ihm wäre ja doch kein Staat zu machen! Nadja wollte keinen anderen Burschen als ihren Iwan, und so saßen sie beide auf dem Stroh, ließen die Köpfe hängen, und Iwan steckte seine frierenden Zehen in den warmen Mist des Stalles.

Eines Tages kamen Tataren in das Dorf, tanzten und sangen auf den Höfen; führten Bären mit sich, flickten die kupfernen Kessel der Bauern aus, boten Flechtwerk und bunte Stickerei zum Verkauf und stiebitzten dabei manchem Bauern die schönste Uhr aus der Tasche. Eine alte, weißhaarige Tatarin aber zog von Tür zu Tür und weissagte den Leuten. Die prächtigste Zukunft oder das schwärzeste Unheil, die gesegnetste Ernte oder Viehsterben und Pestilenz, je nach dem erwartbaren Entgelt.

Sie kam auch zu Iwans Bauern. Suchte ihn auf dem Hofe, in der Scheune und geriet dabei zu Nadja und dem Knecht in den Stall. Es gab ein Getuschel und Gewispel und Geflüster zwischen den dreien, Leid wurde geklagt und getröstet. Und obwohl die beiden der Alten gar nichts geben konnten, so ließ sie doch ein Tränklein und ein Kräutlein da, das gut sein sollte für Iwans Beulen und Risse und für Nadjas milchweiße Haut. Und als ihr Iwan noch seine armen frierenden Zehen zeigte und Nadja vom geizigen Bauern erzählte, da wußte die Tatarin einen Rat für ihn, einen Rat, daß sich Iwan vor Vergnügen die Hände rieb und Nadjas Augen strahlten. — Heute abend noch sollte Iwan Schuhe haben. Und zwar die schönsten Schuhe, die es gab!

Vorne am Haus traf die Alte den Bauern. „Zeig mir deine Hand, Väterchen! Ich will dir die Zukunft weisen, wie alt du wirst, wie reich, was dir Nutzen bringt und was dir schadet." Der Bauer überließ ihr seine Hand. „Nun sag mir schon etwas, alte Hexe!" „So darfst du nicht mit mir reden, Väterchen. Ich sehe schöne Dinge für dich. Du wirst alt, so alt wie der Pope von Stawropol, immer gesund, wirst reich sein, gute Ernten haben und im Frühjahr einen neuen Stall brauchen für Kälber, junge Pferde und kleine Schweinchen. Aber hier sehe ich etwas, Väterchen, das ist schlimm, das ist der Geiz. Sieh zu, daß du davon loskommst! Und paß auf, was dir eine alte, weise Frau sagt: Wenn deine Stiefel anfangen in der Stube zu tanzen, Väterchen, dann hast du es zu weit getrieben mit deinem Geiz. Dann ist es höchste Zeit, daß du etwas Gutes tust, sonst bleiben sie verhext und tragen dich, wenn du sie anziehst, ohne Erbarmen in das Wasser des Dnjepr. Und jetzt schenke mir zwei Kopeken, Väterchen!"

Aufmerksam hatte der Bauer zugehört. Die Sache mit dem Reichwerden gefiel ihm ganz gut, und die Geschichte mit den verhexten Stiefeln hatte gar großen Eindruck auf ihn gemacht. Als es nun aber ans Zahlen ging, war alles wieder vergessen, und nach langem Gezeter rückte er endlich eine halbe Kopeke heraus.

Die alte Tatarin war aber auch damit zufrieden, denn der silberne Knopf, den sie während des Gesprächs dem Bauern vom Rock gedreht hatte, brachte bestimmt drei ganze Rubel ein. „Denk an die tanzenden Stiefel, Väterchen!" rief sie ihm noch zu. Dann war sie weg.

Als der Bauer in die Stube trat, wartete schon sein Knecht Iwan auf ihn. „Bauer, ich halt's nicht mehr aus ohne Schuhe. Gib mir Geld, daß ich mir welche kaufe. Oder schenk mir ein Paar von deinen!" Kaum hatte er ausgeredet, so saß er auch schon wieder draußen vor der Tür und rieb sich sein Hinterteil. Sein Gesicht war aber diesmal gar nicht betrübt, sondern er lächelte vor sich hin, als wüßte er irgend etwas viel besser als andere Menschen.

Es war vor dem Schlafengehen. Der Bauer hatte die Angewohnheit, in Hemd, Hose und Filzpantoffeln noch eine Runde um seinen Hof zu machen. Alles schien schon zu schlafen. Iwan über des Bauern Stube unter dem Dach, die Mägde im anderen Teil des Hauses. Der Bauer sah noch einmal nach den Ställen, den Scheunen, er schloß das Hoftor ab und ging wieder ins Haus. Als er aber mit der Lampe in der Hand die Tür zu seiner Stube aufmachte, blieb er stehen. Schweiß brach ihm aus, und seine Haare standen zu Berge, denn mitten in der Stube bewegten sich seine rotledernen Stiefel ganz von selbst. Von einer unheimlichen Kraft bewegt, tanzten sie einen zierlichen Galopp. Hin und her, hoben Hacken und Spitzen, zur Mitte, zur Seite, vor und zurück!

Der Bauer starrte entsetzt auf den Spuk, ließ die Lampe fallen, rief: „Iwan, Iwan!" und polterte die Stiege zu seinem Knecht hinauf.

Der empfing ihn schon an der Tür. „Was ist los, Bauer! Brennt's?" „Ich hab mir's überlegt, Iwan! Du sollst Schuhe haben. Gehe hinunter in die Stube! Da stehen meine rotledernen Stiefel. Ich schenk sie dir, Iwan. Und wenn du noch hungrig bist, in der Kammer ist Speck und Kraut. Iß, soviel du magst! Ab morgen sollst du auch zwei Rubel Lohn in der Woche haben."

Im Sprung war Iwan unten und kam mit den Stiefeln unter dem Arm wieder die Stiege herauf.

„Hast du sie gefunden?" fragte der Bauer.

„Ja!"

„Hast nichts bemerkt an ihnen?"

„Nein, was denn?"

„So, dann ist's gut. Geh' zu Bett, Iwan!"

Der Bauer stieg die Treppe hinunter. Und während Iwan oben mit den schönen Stiefeln an den Beinen in einen glückseligen Schlummer fiel, schlief der Bauer unten den wohltuenden Schlaf eines Gerechten. Daß seine Rotledernen an zwei dünnen Fäden gehangen hatten, die durch die Deckendielen in Iwans Stube gingen, das war ihm natürlich entgangen.



## Bunte Chronik



### Nur nicht Bürgermeister sein!

Die erstaunliche Tatsache, daß der Ehrenposten des Bürgermeisters wie warme Semmeln ausgeboten wird und daß ihn niemand haben will, begibt sich augenblicklich in der kleinen böhmischen Gemeinde Holubiema bei Svaljava. Und das kam so. Seit einiger Zeit scheint über dem Besitztum des jeweiligen Bürgermeisters ein Unstern zu walten, denn fast immer wurde es durch Brandstiftung vernichtet oder sehr schwer beschädigt. So viel man sich auch bemühte, war es bisher unmöglich, den Tätern auf die Spur zu kommen. Erst im letzten Sommer brannte dem letzten Bürgermeister, einem Landwirt, seine große Scheune ab. Nun hat jeder Bürger, dem der Posten angeboten wurde, ihn abgelehnt und ein Beamter aus einem Nachbarort mußte mit den Amtsgeschäften betraut werden.

### Ein wirksames Heilmittel gegen die Lepra?

Die Lepra, früher Aussatz genannt, ist seit den frühesten Zeiten der Menschheitsgeschichte die gefürchtetste aller Krankheiten gewesen, die hauptsächlich im Altertum und im Mittelalter Millionen Opfer forderte. Heute sind Lepra-Fälle außerordentlich selten geworden, wenigstens für Europa. In Indien, Afrika und Übersee finden sich dagegen auch heute noch größere Krankheitsherde vor, und die Wissenschaft arbeitet seit Jahren unermüdlich daran, ein wirksames Heilmittel gegen die verheerende Seuche zu finden. Vor wenigen Wochen erst wurde bei der brasilianischen Hauptstadt ein Lepra-Forschungs-Institut gegründet, dem die berühmtesten Ärzte dieses Fachgebiets angehören. Jetzt kommt aus Saigon die Nachricht, daß es einem Forscher Dr. Montel gelungen sei, ein wirklich erfolgreiches Heilmittel zu finden, das die Wirkung aller bisherigen Heilmethoden weit übertrifft. Es handelt sich um eine Injektion, die zunächst das Fortschreiten der Krankheit verhindert und allmählich die Krankheitsherde zur Rückbildung bringen soll.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.